

„Dieses steinerne Schiff, dieser backsteinrote Clipper, dieser den Asphalt durchpflügende Eisbrecher des Handelsgeistes, diese gotisch-avantgardistische Nautilus des Kommerzes, diese futuristische Kathedrale der beschleunigten Linien, dieser dürersch-expressionistische Holzschnitt unter dem immensen, wolkengetürmten Hansehorizont, das war Hamburg: Seine kühne Gediegenheit, seine solide Freibeuterei, seine honorige Chuzpe, seine himmelstürmende Bodenständigkeit und seine ästhetische Kaufmannsklugheit.“

Als ich jetzt las, daß das hier im Roman ‚Vaterjahre‘ evozierte Hamburger Chilehaus, das Kontorviertel und die Speicherstadt zur Liste des Weltkulturerbes hinzugefügt worden sind, war ich so glücklich und stolz, als hätte ich selbst etwas zu dieser Wahl beigetragen. Was natürlich nicht der Fall ist, denn ich nehme nicht an, daß die Damen und Herren von der Unesco sich bei ihrer Entscheidung von deutscher Prosa beeinflussen lassen. Es ist wohl einfach so, daß die Auszeichnung logisch ist, wenn man sich die Kriterien ansieht, die dafür erfüllt sein müssen: ‚Die Güter stellen ein Meisterwerk der menschlichen Schöpferkraft dar, ein einzigartiges oder zumindest außergewöhnliches Zeugnis von einer kulturellen Tradition oder einer bestehenden oder untergegangenen Kultur.‘

Ich kam sechzehnjährig ohne die geringste Ahnung von kulturellen Traditionen aus der süddeutschen Provinz nach Hamburg, und außer St. Pauli zog mich keines der mythischen Viertel der Hafenstadt so an wie dieses Ensemble: der damals noch mit Schlagbaum und Polizeiwache abgesperrte Freihafen, dieses aus dem klassischen dampfbetriebenen Industriezeitalter in die Gegenwart hineinragende Zeugnis einer lebendigen, wenn auch seither völlig transformierten Handelstradition, etwas, das ich in den nur aus Nachkriegsmoderne bestehenden erinnerungslosen Orten meiner Kindheit nie erblickt hatte. Aber es war mehr als eine Tradition, es war zugleich eine Verheißung. Und natürlich ein Klischee. Ich spielte mit dem Gedanken, mir wie die Seeleute den Oberarm tätowieren zu lassen, ich kaufte mir am Speersort gegenüber dem Sprinkenhof bei einem Seemannsausstatter Finkenwerder-Hemden, ich träumte davon anzuheuern und dann nach langer Fahrt zurückgekehrt in der Seemannsmission zu wohnen. Ich verbrachte zwei Sommer als Hafearbeiter, morgens um fünf holte man sich im Hafendarbeitsamt in der Admiralitätsstraße die Aufträge, dann entleerte ich Stückgutfrachter oder schippte Koks im Kohlehafen, ziemlich genau dort, wo heute die Elbphilharmonie und die schicke Hafencity liegen.

Es war als hätte ich als Berliner rumm rumm vor Aschinger auf dem Alex die Dampftramme gewuchtet: Man versucht sich in den Mythos der Stadt einzuschreiben.

Eine der Besonderheiten, die das jetzt von der Unesco ausgewählte Ensemble auszeichnet, ist, daß hier die fraglose Schönheit nicht im Dienste von etwas Höherem, von Kultur und Kultus steht, sondern im Dienste des Kommerzes, was viel über das Selbstbewußtsein und das Selbstbild der damaligen hamburgischen Kaufleute aussagt, auch über den Drang der Hansestadt, sich nicht vom preußischen Deutschen Reich vereinnahmen zu lassen. Der Held meines Romans, Charly Renn, bekommt einen Geschäftsführerposten im Chilehaus angeboten, was für ihn, den Erzhamburger, ein Gefühl ist, als würde sein Porträt auf eine städtische Münze geprägt.

„Mein Gott, dachte Charly, während die Details der Handwerkskunst, die Simse, das Maßwerk, die mit Licht und Schatten spielende körnig-glatte, schiefrige, gebackene Oberfläche der seinerzeit bewußt aus zweiter Wahl gebrannten Ziegel, auf ihn einstürzten wie Funkenflug, mein Gott, das hier und dahinter der Freihafen und die Flotte und die Elbe (nein, er dachte: der Strom) und die Schiffe und die Offenheit und der Geist und das Gewimmel und die kühlen Entschlüsse und das Fernweh und die Masten und die Vision, die diesen steinernen Dampfer hier auf Reede gesetzt hat zwischen Sprinkenhof und Speersort, diese von Energie durchpulste ständig sich wandelnde Dauer - und er sandte im Geiste ein zugleich stammelndes und selbstbewußtes Dankgebet zum weltläufigen, gewandten, geschliffenen und gepichteten Gott Mammon dafür, ein Teil dieses Organismus, dieses lebendigen Nexus sein zu dürfen.“

Ein Mythos braucht keine Detailgenauigkeit, er wächst in den Köpfen der Zuhörer und Leser von alleine weiter, er braucht nur Zeit. Will man als Schriftsteller den Mythos aber anzapfen, will man ihn zugleich nutzen und vergegenwärtigen, dann ist Exaktheit gefragt. Und so mußte ich, der ich wie Charly in meinen Hamburger Jahren die Speicherstadt und vor allem das Chilehaus zwar ständig gesehen, aber nie wahrgenommen hatte, nun noch einmal zurück und hinschauen, anfassen, besteigen, hinauf- und hinausblicken und nachlesen und recherchieren. „Charly umrundete das Gebäude einmal ganz und durchquerte die durch es hindurchführende Fischertwiete. Die Anordnung der Klinker mit den versetzten Steinen, den Plastiken und Ornamenten und Lisenen zwischen den Fensterreihen verliehen ihm seine so abwechslungsreiche Struktur, und die Ausschußsteine aus der Inflationszeit, die dem Architekten so gut gefallen hatten, daß er zusätzliche anforderte, bewußt in extremer Glut fehlgebrannt und mit Macken behaftet, schufen die unvergleichliche Textur aus schokoladenbraunen, rostbraunen, violetten, oxsenblutroten, bläulich schimmernden, porigen, sandpapierenen und lasierten Ziegeln, die den hochbordigen aus Westen in die Stadt gerammten Salpeter-Segler bei jedem Tages- und Abendlicht, bei Hamburger perlgrauem wie

bei nordseeisch marineblauem Himmel anders schimmern, anders leuchten, anders glänzen ließen, und bei starkem Wind wirkte es aufgrund der Knupperigkeit des Steins, der der Arche ihre Erdschwere nahm, als wolle, als müsse, als könne sie in jedem Moment Segel setzen und davonrauschen, in einer weiten Kurve über die Dächer des Kontorviertels und der Speicherstadt hinweg, auf den Wogen der Lüfte, Kurs Südwest, am Kap Hoorn vorüber zu einer letzten Salpeterfahrt nach Iquique und Antofagasta.“

Bedeutet die Aufnahme ins Unesco-Weltkulturerbe automatisch eine Musealisierung? Ist das Ensemble aus Speicherstadt und Kontorviertel damit nun definitiv zu den Akten der Vergangenheit gelegt? Diese Fragen kommen einem dort, wo das Neueste, die Hafencity, direkt neben dem 100 Jahre alten damals Neuesten, dem Freihafen und seinen Lagerhäusern steht. Diese Lager repräsentierten damals technische Avantgarde, ebenso das Chilehaus mit seinen modulablen Büroräumen. Beide schrieben die Trennung von Arbeits- und Wohnvierteln in der Großstadt fest, die heute wieder rückgängig gemacht wird. Dennoch gibt es auch heute noch nur wenige so begehrte Wohn- und Arbeitsstätten wie gerade diese Ikonen hanseatischer Tradition. Woran mag das liegen?

Vielleicht ist es der sichtbare Handwerksstolz, den sie ausstrahlen, eine Gediegenheit, eine Liebe zur Qualität, aus der ein anderes Menschenbild spricht als aus den standardisierten, technisierten, entfremdeten Bauten der Gegenwart. Vor neunzig Jahren, in einer Zeit der Inflation und Armut und, verglichen mit heute, sozialen Misere, in einer auch schon modernen Krisenzeit, haben die Gewerke hier fast schon mit der religiösen Inbrunst von Kathedralenbauern Schönheit, Detailliebe, Solidität und Dauerhaftigkeit geschaffen. Was bedeutet das? Ein anderes Verhältnis zur vergehenden Zeit, aber auch eine andere Zukunftsgläubigkeit und ganz gewiß ein anderes Selbstbild, ein anderes Ethos.